



(Nachdruck verboten.)

Irrwege.

Original-Roman von H. Erlin.

Ein kalter, ſchneeheller Wintertag ſenkte ſich auf Berlin und machte mit ſeiner ſcharfen Froſtluft die Wangen der Menſchen roth. Vom Himmel, der ſich klar wie im Frühling über dem Geviert von Dächern und Thüren der großen Stadt wölbte lugte freundlich die Sonne in die Gemächer der Armen und Reichen.

Auch durch die Fenſter eines einfachen, zweistöckigen, von einem kleinen Garten umrahmten Hauſes in jenem Stadtviertel der Reſidenz, das noch einen faſt kleinstädtiſchen Anſtrich trägt, blickten die Strahlen der Winterſonne und ſpielten an den Wänden eines mittelgroßen, altbürgerlich eingerichteten Gemaches. Ein großes, braunes, mit gehäkelten Schutzdecken belegtes Sofa, ein langer Ausziehtisch davor, eine alterthümliche Kommode mit Meſſingſchlößern, zwei wuſtnſtändige Schränke, an dem einen der mit klaren, weißen Mullgardinen geſchmückten Fenſter ein Blumenſtiſch, an dem andern eine Nähmaſchine, hohe Rohrſtühle mit ſteifen Lehnen und an der Thürwand ein anſcheinend noch neues Klavier bildeten die Ausſtattung des Zimmers, welches Alles in Allem einen behaglichen Eindruck machte. Mit einer Nahrungsbereitung beſchäftigt, ſaß die Herrin dieſes gemütlichen Heims am Tiſche und ſtichelte fleißig an dem weißen Linnen. Sie war Wittwe und ſeit langen Jahren hatte ſie einen harten Kampf ums Dafein ſtreiten müſſen. Kummer und Sorge hatten ihr manche Wunde geſchlagen, hatten ihr Haar frühzeitig gebleicht, und die tiefen Falten, welche ihre Wangen und ihre Stirne durchzogen, waren die Narben von allen Schickſalsſchlägen. Doch die Gewohnheit war ſchließlich auch für Frau Berkow die Meifterin geblieben; hatte ſie einſt den Kampf um's Dafein in Wahrheit gekämpft, mit wildem Troſte gekämpft, ſo ertrug ſie ihn jetzt mit ſtiller Ergebenheit, ruhig und ernſt, wie ſo tauſend und aber tauſend Genoſſinnen des gemeinſamen Mißgeſchickes, des Ernährers beraubt worden zu ſein. Sie hatte erkannt, daß den Wittwen und Waiſen die Hoffnung auf eine günſtige Wendung des Geſchickes nicht geizt und daß im Leben, wie der Dichter ſagt, keine Rede von dem Rechte iſt, das mit uns geboren wurde. Die Güter über Sitte, Recht und Geſetz hatten den Buchſtaben ſicherlich für ſich gehabt, als ſie ihr beim allzu frühzeitigen Tode ihres Mannes, eines Subalternbeamten bei der Bahn, nicht die Penſion gewährten, auf welche die Wittwe eines ſolchen Mannes nur Anſpruch hat, wenn er eine geſchickliche Reihe von Jahren dem Staate gedient hat. Mit Hilfe eines kleinen eriparten Kapitals hatte es auch ſo gehen müſſen. Arbeit und Entbehrung waren ihr immer gleiches Loos geblieben und wohl ihr, daß es ihr trotzdem gelungen war, ſich eine hübsche kleine Wohnung traulich einzurichten. Jedes Stück dieſer kleinen Ausſtattung war für Frau Berkow eine Zeuge von tauſend kleinen Opfern, die ſie ſich ſelbſt auferlegt hatte, und hatte ſie ſich nicht damit doch ſchließlich ihr kleines, anſpruchsloſes Glück gegründet? War dieſes Glück nicht um ſo wahrer und schöner, da ſie ſich's ſelbſt unter Mühsal und Entbehrung geſchaffen hatte? Nein, es wäre undankbar gegen das Schickſal, gegen Gott und Menſchen zu hadern. Auch ſie war glücklich geworden, auch ſie durfte für eine noch beſſere Zukunft die Hoffnung hegen. Dieſe Gedanken waren der emſig arbeitenden Frau durch den Kopf gegangen und ſie blickte jetzt, als wenn ſie um eine Beſtätigung bitten wollte, hinüber zu ihrer älteſten Tochter, welche ihr gegenüber am Fenſter ſaß und ſich ebenfalls mit einer Handarbeit beſchäftigte.

Adah mochte etwa dreiundzwanzig Jahre alt ſein. Ihre Geſtalt war ſchlank, faſt zu ſchlank und ihr Geſicht mit unregelmäßigen Linien erſchien ſchmal und blaß in der dunkelblonden Umrahmung des einfach fräſirten Haars. Der auffallende Ernſt und die allzu übertriebene Einfachheit im Weſen und Ausſehen des jungen Mädchens ſtießen einen oberflächlichen Beobachter unwillkürlich ab, doch mußte man einen Blick in Adahs ſanfte,

braune Augen gethan haben und man wurde zu der ſtillen Abbitte genöthigt, daß man ihr mit einem vorſchnellen Schluß von ihrer äußeren Erſcheinung auf ihr ganzes Weſen Unrecht gethan hatte.

Adah arbeitete, um die Koſten für die muſikaliſche Auszubildung der anſpruchsvollen kleinen Schweſter mit erſchwingen zu helfen, für Tapifferiegeſchäfte, und ſaß den ganzen Tag über ſaß ſie angeſtrengt bei ihren Stickerien. Sehr gern hörte ſie während der Arbeit zu, wenn ihre Schweſter — wie augenblicklich — Klavier ſpielte, oder mit ihrer klaren, hellen Stimme ein Liedchen trällerte.

Räthe ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, von formvollendeter Figur, mit zart ſchwellenden Gliedern, ſpielte ſoeben eine bekannte Operettenmelodie, während ſie graziös den Kopf ein wenig dabei wiegte, deſſen Profil eine wunderbare Feinheit und Regelmäßigkeit der Züge aufwies. Und aus dem roſig angehauchten Teint dieſes ſchöngeformten Antlitzes mit der hohen gewölbten Stirn, der ſein modellirten Naſe und dem kleinen Mund, mit den ſchneeweißen Zähnen, hoben ſich unter den dunklen Braunen zwei tiefliegende, ſeltſam verſchleierte Augen von tieſblauer Farbe hervor. So ſchwärmeriſch fanſt dieſe ſeuchſchimmernden Augen auch blickten, ein zeitweiliges Zucken um die Mundwinkel, ein ſchnelles Kräufeln der Stirn und ein nervöſes Zittern der Naſenflügel verriethen lebhaftes Temperament. Jetzt hielt ſie aufathmend im Spiel inne, hob den Kopf und ſah eine Weile ſinnend vor ſich hin.

„Und ich thu's doch, thu's heute fogar noch, ſonſt wird mir's vielleicht leid!“ Mit einer ihr eigenen ſtolzen, unbewußt koketten Bewegung warf Räthe den von halblangem, goldblondem, wirrem Gelock umwallten Kopf zurück. „Ich habe ſie gehört, bin entzückt von ihr und das ſoll für mein Schickſal entſcheidend ſein.“

„Sag mal, von wem redeſt Du denn eigentlich?“ unterbrach Frau Berkow die leidenschaftlich hervorgeſtoßenen Worte ihrer Jüngſten.

„Von wem ich rede...? Ach, Mama, das ſollteſt Du denn doch bald wiſſen! Von Ellen Waldner natürlich. Du weißt doch, ſeitdem ich ſie neulich als Senta gehört habe, rede ich überhaupt nur von ihr. Sie nur begeiſtert mich und ich beneide ſie noch viel mehr, als ich ſie bewundere!“

„Aber Räthe!“ — mahnte Adah vorwurfsvoll, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen.

„Ja, Du natürlich mit deiner altjüngferlichen Moral!“ war die ſchmollende Antwort. „Ach —“ Räthe erhob ſich und die ſchlankte Geſtalt ein wenig emporreckend, verſchränkte ſie die Arme am Hinterkopf — „was wißt Ihr von meinen Empfindungen — Ihr verſteht ſie nun einmal nicht! Du nicht, Adah, und Du eben ſo wenig, Mama. Ja, ſehſt mich nur ſo böſe an — es iſt dennoch ſo! Am beſten wär's, man läge im Grabe, da man ſo doch ſchon lebendig todt ſein muß!“

Frau Berkow legte feufzend ihre Arbeit bei Seite. Das war das alte Lied ihrer Tochter, die ſich in den drückenden häuſlichen Verhältniſſen nicht wohl fühlte.

Frau Berkow wußte ſich keinen Rath. Sie war eine einfache Frau und glaubte, ſie thäte ſchon viel, wenn ſie Räthe geſtattete, ſich im Klavierſpiel auszubilden zu laſſen, damit ſie ſpäter einmal ſelbſt Unterricht geben könnte. Früher hatte Räthe auch rechte Luſt zu ihrem künftigen Berufe gezeigt, aber ſeitdem ſie kürzlich im Theater Ellen Waldner als Eſſa gehört hatte, war ſie wie verändert: Sie übte nicht mehr fleißig, ſondern lief den ganzen Tag mürrisch, unzufrieden und unfreundlich im Hauſe umher, bis ſie endlich erklärte, ſie wollte die Sängerin auffuchen, ſich ihr vorſtellen und von derſelben ihre Stimme prüfen laſſen, ob ſie nicht der Ausbildung werth wäre. Sei ſie es aber, hatte ſie gemeint, würde kein Menſch ſie davon zurückhalten können, ebenfalls zur Bühne zu gehen.

Frau Berkow war nicht gerade entzückt über Räthe's Abſicht, aber ſie wußte auch, daß ſie den Wünſchen ihrer Tochter keinen energiſchen Widerſtand entgegenſetzen könne. Obwohl es ihr ſehnlichſtes Verlangen war, Räthe möchte bald einen guten

möglichst wohlhabenden Mann finden und sich verheirathen, schmeichelte ihr doch der Gedanke, Rätthe könne einmal eine berühmte Künstlerin werden. Die Anlagen und das Auftreten hatte sie danach.

Jetzt warf sich das junge Mädchen heftig in den einzigen Lehnstuhl des Zimmers und schlüpfte, wie träumend, halbgeschlossenen Auges vor sich hin:

„Wie schön, wie unendlich schön müßte es sein, all' sein Können, das Herzschlagen des Glückes und des Schmerzes in rührenden Worten und Tönen dahinströmen zu lassen und Tausende zu begeistern! Mein Gott! — sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und sprach heftiger, aufgeregter: „Warum kann ich denn gar nichts thun um meine Sehnsucht zu stillen?“

Und plötzlich fuhr sie mit einer koketten Wendung fort: „Ich glaube, etwas Besonderes steckt in mir — denn Jeder kann unmöglich solche Empfindungen wie ich haben, sonst blickten die Drathpüppchen und Modedamen nicht gar so dumm und leer in die Welt. Ach — es ist ein langweiliges Dasein, was man führt!“ Rätthe rechte und streckte sich gähnend im Sessel und hämmerte mit den Fußspitzen auf den Teppich.

Sorgenvoll hatte Frau Berkow indessen ihre Arbeit wieder aufgenommen, ohne ihre Jüngste ein einziges Mal zu unterbrechen. Es war, als sinne sie über irgend etwas nach.

„Laß' sie nur reden, — sie mag vielleicht Recht haben,“ warf sie jetzt ruhig in's Gespräch und, sich zur Rätthe wendend, setzte sie hinzu:

„Ich kann Dein Geschick nicht ändern, Kind! Wenn Du nicht zufrieden bist, so denke an Diejenigen, denen es schlecht auf

der Welt geht, als Dir. Mir wäre schon das Erwünschteste — „Ah was, ich weiß schon,“ fiel Rätthe ungeduldig ein und hielt sich die Ohren zu, — daß Du einen reichen Mann fändest u. s. w. u. s. w. Weiß schon, daß Du das gern möchtest! Aber ich will's nicht, hört ihr, ich will nicht! Heute noch gehe ich zur Waldner, und sagt die, daß ich Talent habe, ist von nun an die Bühne mein Platz. Dann aber kommt ein frohes, lustiges Leben, und die traurige Existenz hier hat ein Ende! Dann finde ich auch einen Mann, so wie ich ihn mag,“ fügte sie bedächtig, mit einem schelmischen Seitenblick nach Adah, hinzu.

„Das fragt sich dann gerade am meisten,“ entgegnete jedoch die Schwester sehr kaltblütig.

Eine kleine Pause entstand. Rätthe hatte sich erhoben und frante in ihren Notizen herum, bis sie gefunden hatte, was sie brauchte. Dann sah sie nach der Uhr. Es war etwas nach drei. Blöthlich sich mit der Hand die Locken von der Stirn streichend, sagte sie entschlossen: „Ich gehe jetzt! Um vier Uhr ist die Waldner zu sprechen und ihre Wohnung hab' ich auch schon erfahren. Wer weiß, was morgen ist!“

Betroffen blickte Frau Berkow und Adah auf. Sie hatten bis jetzt nicht recht daran geglaubt, daß Rätthe es ernst meinte.

„Du willst doch jetzt nicht so mir nichts dir nichts zu der Sängerin laufen?“ wendete Frau Berkow ein, „was willst Du denn eigentlich sagen —“

„Ach, laß' den Wahnsinn, Mädel,“ warf Adah kurz dazwischen, „solche große Stimme, um damit etwas Hervorragendes zu leisten, hast Du nicht! Das kann ich Dir auch sagen.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Pferdebahukapitelchen.

Eine lehrreiche Blauderei für unsere Damenwelt.

Heute gilt es den Damen!

Sich mit den Damen zu beschäftigen, ist immer interessant; that und thut es doch die Dichterwelt Jahr ein Jahr aus, und das Resultat ist immer gewesen und wird immer sein, daß ungezählte Bände von Gedichten, die Annuth und die Schönheit, den Edelmut und die Herzsgüte, der „Auserwählten“ preisen, wenn nicht anders bitterer Groll eines Verschmähten sich in düfteren Klagen über die Launenhaftigkeit des Weibes ergeht. Die heutige Zeit ist allerdings zu einer etwas nüchternen — ich möchte im Hinblick auf die frühere poetische Beurtheilung der Frau sagen prosaischen — Beurtheilung gezwungen, denn das Weib hat ausnahmslos in allen Gesellschaftsklassen den Fehdehandschuh gegen die herrschende Ordnung aufgenommen, und wenn es auch nicht immer gleich die Frauenfrage bis zur letzten Konsequenz durchzukämpfen gilt, findet man doch überall das Bestreben nach Selbstständigkeit, die das schöne Wort von dem „schwächeren Geschlechte“ zu nichte machen soll und jeden poetischen Anflug im Keime erstickt muß. Aber auch auf dieser Basis bleibt die Beschäftigung mit der Frauenwelt immer interessant. Ueber die Fragen, welche dabei angeregt werden, müssen sich die Herren von der Regierung ex officio vielfach den Kopf zerbrechen, aber es ist auch für den ohne Amt und Verantwortung, ohne Rang und Titel lebenden Menschen wohl des Nachdenkens werth, wie unser Leben sich gestalten wird, wenn erst die Frauen, was bei der ihrem Geschlechte eigenen Hartnäckigkeit doch wohl in erreichbarer Ferne liegt, sich die Hälfte der bestehenden Existenzgebiete erobert haben werden.

Indessen ist es nicht die weltbewegende Frauenfrage, was mich heute ganz besonders veranlaßt, diese Zeilen den Damen zu widmen. Mein Sinn ist auf Bescheideneres gerichtet; aber darum soll man die Frage, mit der ich mich zu beschäftigen beabsichtige, in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen. Sie lautet: „Warum steigen die Damen zumeist verkehrt vom Pferdebahnmagen ab?“ Für das Absteigen giebt es drei bekannte Regeln, die da heißen: „Immer rechts absteigen“ — „In der Richtung der Fahrt absteigen“ — „Absteigen wenn der Wagen hält.“ Das sind Anordnungen, die anscheinend so außerordentlich leicht zu befolgen sind, daß es Wunder nehmen muß, wenn die Damen dagegen verstoßen. Und doch, sie verstoßen fast Alle dagegen, und vornehmlich gegen die Mahnung, in der Richtung der Fahrt abzustiegen. Der fremdliche Leser, der uns die Frage vorgelegt hat, hat gewiß selbst schon über das „Warum“ reiflich nachgedacht, aber die Lösung hat er nicht zu finden vermocht. Sie ist auch wirklich gar nicht so einfach. Die ganze Frage wäre mit einem Schlage aus der Welt geschafft, wenn die Damen sich nur entschließen könnten, dem kategorischen Imperativ zu folgen: „Steige erst ab, wenn der

Wagen hält!“ Aber das duldet nun einmal die weibliche Ungeduld nicht. Man verzeihe mir, daß ich unseren Damen diesen Fehler nachsagen wage, aber es ist nun einmal so, sie werden zuweilen ungeduldig, und namentlich auf der Pferdebahn zeigt sich diese Eigenschaft mit Vorliebe. Da kann man es nicht erwarten, bis der schon langsamer fahrende Wagen vollständig zum Stehen gebracht ist, oder man hat in dem diesseitigen Gehäuse der Quertrabe ein Geschäft zu besorgen, während der Wagen vor dem jenseitigen hält, und die kleine Strecke zurückgeben mag man nicht. Man steigt also ab, während der Wagen noch in Bewegung ist, und steigt mit einer gewissen tödtlichen Sicherheit gewöhnlich falsch ab. Vergeblich bemüht sich der Kutscher, den Damen die Gehege der Absteigetechnik beizubringen; vergeblich steht ihm ein Theil der den Hinterperron benutzenden Herrenwelt bei diesem undankbaren Geschäfte bei; es hilft alles nichts. Die Mehrzahl der Damen besteht auf ihrem Kopfe, die Sache anders zu machen, und manche von ihnen hat davon recht unangenehme Folgen zu tragen.

Ich habe einige Tage meiner Ferienruhe hier und auswärts dem Studium dieser Frage gewidmet, und ich glaube, daß ich der Lösung näher gekommen bin. Ich bin aber kein Egoist, der seine Weisheit für sich behält, sondern ich will sie hier ausframen, da ich mich der Hoffnung hingabe, dadurch der Damenwelt eine eindringliche Warnung und Belehrung zu Theil werden lassen zu können. Die Absicht, zu schelten und zu poltern, liegt mir durchaus fern, — ich will mich vielmehr an das Wort des Dichters halten:

„Komm den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.“

Und wenn ich nur die Hälfte der pferdebahnfahrenden Damen für meine Theorie gewinne, so würde der Zweck dieser Zeilen zunächst erfüllt sein.

Um einem mit Sicherheit zu erwartenden Einwande vorzubeugen, will ich mit der Bemerkung nicht hintanhaltend, daß es auch bei dem sogenannten stärkeren Geschlechte viele leichtfertige Personen giebt, die durch eigene Unvorsichtigkeit in's Unglück springen, indem sie den Sprung vom fahrenden Pferdebahnmagen falsch ausführen, aber immerhin sind solche „Fälle“ seltener. Unter zehn absteigenden Damen aber steigen neun sicher falsch ab. Um dem „Behalt“ und „Warum“ auf den Grund zu kommen muß ich etwas eingehender darlegen, wie die Damen absteigen. Ich setze dabei voraus, daß, wie z. B. bei uns in Halle, Vorkantungen getroffen sind, die nur einzig und allein das Absteigen auf der rechten Seite des Wagens gestatten.

Will nun eine Dame absteigen, so greift sie instinktiv mit der rechten Hand an die hintere Perronstange, macht daher beim Hinuntersteigen eine dem Wagen entgegengesetzte Bewegung und wird, da sie die rechte Hand von dem Wagen nicht löst, halb hinten herum gedreht. Durch den nun entstehenden Ruck kommt sie zu Fall, und dieser ist immer um so gefährlicher, als er in Folge der halben Drehung rück-

lings erfolgt. In dem Zusammen mit der rechten Hand steckt der Cardinalfehler. Der Abstieg von einem in Bewegung befindlichen Wagen ist bei mäßiger Geschwindigkeit ungefährlich, wenn man nur den rechtsseitigen Messinggriff mit der linken Hand ergreift; ein Absteigen in entgegengesetzter Richtung des Wagens ist dann von selbst ausgeschlossen, eine Umdrehung des Körpers, ehe dieser festen Boden gewonnen, unmöglich. Das ist alles so klar und einfach, daß man erstaunen muß, warum so viele Damen dieser Bewegungstheorie stritte zuwiderhandeln. Ich würde das Thema nicht so eingehend erörtern, wenn nicht durch die Beachtung dieser einfachen Regeln manches Unglück verhütet werden könnte.

Ich bin also bei meinen Nachforschungen zu dem Ergebnis gekommen, daß die Damen fast immer mit der falschen Hand an den falschen Griff fassen, also anstatt mit der linken Hand an den Vordergriff, mit der rechten Hand an den Hintergriff des Perrons. Und nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung? Sie liegt in der wenig beachteten Thatsache, daß das weibliche Geschlecht zu mannigfachen Einrichtungen weit mehr den linken Arm resp. die linke Hand gebraucht als der Mann. Das würde im ersten Augenblick wohl den Schluß zulassen, daß das Weib also beim Pferdebahn-Verkehr erst recht den linken Arm in Thätigkeit setzen müßte. Dem ist entgegenzuhalten, daß der linke Arm bei ihnen gewöhnlich schon durch eine andere Aufgabe in Anspruch genommen ist. Beobachten wir genau. Der Mann trägt den Stock oder Schirm in der rechten Hand; das Weib trägt den Schirm zu allermeist in der linken Hand oder liegend im linken Arm. Das Gleiche ist mit Packeten der Fall. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Damenwelt, das fast jeder Ausgang einige Packete zeitigt. Es sei den Damen hieraus um Gotteswillen kein Vorwurf gemacht, denn der Sinn für Hübschheit und Wirtschaftlichkeit erheischt dies; aber ich muß daran festhalten, daß die linke Hand fast immer durch Schirm oder Packete belastet, also nicht frei ist. Ist sie es aber doch einmal, so ist mit Sicherheit anzunehmen, das sie zum Zusammenraffen des Kleides beim Absteigen dienen muß — der Effect ist natürlich für unsere Frage derselbe.

Ob übrigens die linksseitige Vorliebe der Damen eine besondere Ursache hat, dem will ich nicht weiter nachgehen, ich will nur noch eine Thatsache anführen, die vielleicht dazu beitragen könnte, die Nichtigkeit meiner Beobachtungen zu erhärten. Während die Männerwelt von links nach rechts knöpft, d. h. also mit der rechten Hand diese Thätigkeit ausführt, thut dies das zartere Geschlecht mit der linken Hand. — Daß die Damenwelt so weit sie an der Seite eines Mannes wandelt und der allgemein üblichen Sitte des „Geführtwerdens“ huldigt, den linken Arm zum „Einhaken“ gebraucht, sei nur nebenbei erwähnt.

Zwei Momente also drängen sich bei der Untersuchung unseres Problems auf: Die Damen haben selten die linke Hand frei, die sie beim Absteigen von dem Pferdebahnwagen gebrauchen sollen; in Folge dessen wird unwillkürlich der rechte Arm in Bewegung gesetzt, und das hat zur weiteren Folge, das falsch abgestiegene wird. Und nun noch eins: Ich hoffe, daß es mir nicht als eine Verlesung meines Grundsatzes: „den Frauen zart entgegenzukommen,“ angerechnet werden wird, wenn ich es ausspreche: Die Damen auf der Pferdebahn sind zu unterhaltungseifrig. Es ist gewiß ein Vorzug, wenn man sich angenehm zu unterhalten versteht, und ich habe auch garnichts dagegen, wenn dies im Innern des Wagens geschieht. Auf dem Perron und im Augenblick des Absteigens sollte die Unterhaltung verstummen; sie zwingt gewissermaßen die zuerst Absteigende zur Unachtsamkeit.

Ja, Du mein Himmel, höre ich einwenden, es kommt doch höchst selten vor, daß eine Dame Gelegenheit hat, sich während der Pferdebahnfahrt zu unterhalten, und wenn dies geschieht, so ist es doch wirklich auf die Unfallstatistik ohne Einfluß! — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich auf das Bestimmteste widerspreche. Nämlich genau so, wie gewisse Erscheinungen im Leben paarweis aufzutreten pflegen, herrscht in der Damenwelt im öffentlichen Verkehr, insbesondere bei Ausgängen und wirtschaftlichen Besorgungen eine Art Dualismus vor, d. h. die Frau ist als Einzelwesen auf der Straße weit weniger oft zu erblicken als der Mann, — die Frau tritt gewöhnlich paarweis auf. Und dieses paarweise Auftreten erzeugt die Unterhaltung, die gewöhnlich um so lebhafter ist, je größer der Verkehr rings umher, und die sich auch ganz zur unredlichen Zeit in jenem Augenblick fortsetzt, da die Damen absteigen. Achtlosigkeit und Zerstreuung werden dadurch hervorgerufen, und diese führen es herbei, daß wohlgemeinte Warnungen des Kutschers von den Damen völlig unbeachtet bleiben. Und hierin liegt auch noch

der Grund für eine wesentliche Bereicherung des Kapitels vom falschen Absteigen der Damen.

Das Kutscherpersonal unserer Pferdebahnen erfreut sich mit vollem Rechte eines sehr guten Rufes. Die Männer des öffentlichen Straßenbahndienstes sind artig und zuvorkommend und greifen, ohne verlegend zu werden, warnend und helfend ein. Den Damen gegenüber beobachten sie fast ausnahmslos das oben citirte Dichtervort: Sie kommen den Frauen zart entgegen, aber selten gewinnen sie dieselben. Sehr viele Damen zeigen sich durch eine vollständig angebrachte Warnung des Kutschers unangenehm berührt und begehren gerade den Fehler, auf den der Kutscher in seinem Pflichtgefühl aufmerksam macht. Meine freundlichen Leserinnen werden es mir nicht verübeln, wenn ich dieses freie Wort spreche. Im Zeichen der „Frauenbewegung in dem wir doch nun einmal stehen, erscheint es mir angebracht, daß auch die „Bewegung der Frauen“ auf der Pferdebahn eine richtige sei. Das kann aber nur der Fall sein, wenn die Damen der ernststen Mahnung folgen, achtsam und vorichtig zu sein und beim Verlassen des Pferdebahnwagens stets die linke Hand frei zu machen und lieber die rechte zu beschweren. Sie werden dann von selbst beim Absteigen die linke Hand benutzen, und wenn sie das thun, so fällt schon von selber die Verletzung, verkehrt abzustiegen. Wir aber mögen sie es um der guten Absicht willen zu Gute halten, wenn ich einen „Verkehrfehler“ als kleine Ursache gerügt habe, die leider oft große Wirkungen nach sich zieht, zum Leidwesen der Betroffenen und ihrer Angehörigen.

Allerlei.

Italienische Banditen. Aus Rom schreibt man: Neuerlich werden Briganten-Ueberfälle nicht nur aus Sizilien und Sardinien, sondern auch aus Unteritalien gemeldet. In diesen Tagen begaben sich zwei wohlhabende Einwohner von Bari zu Wagen nach Matera. In dem Walde, den sie zu passieren hatten, wurden sie plötzlich durch vier bewaffnete Strauchdiebe angehalten, die aus dem Dickicht hervorsprangen und den Betturino nöthigten, die Pferde zum Stehen zu bringen. Nachdem sie ihn an einen Baum gebunden hatten, ließen sie die beiden Insassen des Wagens, einen gewissen Intrito und Pettera, aussteigen, worauf dem Erstern die Arme aus den Rücken gebunden wurden. Dann ließen die Briganten ihn niederknien und ihr Anführer rief ihm finsternen Blickes zu: „Wenn Du an Gott glaubst, sag' Dein Stohlsgebet!“ Fast niedergeschmettert, fragte der Unglückliche mit tonloser Stimme: „Warum?“ — „Weil wir Dich richten wollen!“ antworteten im Chöre die Spießgesellen. Intrito fiel bei dieser furchtbaren Ankündigung in Ohnmacht. Ein Schuß trachte, und er schwamm in seinem Blute. „Jetzt ist die Reihe an Dir, Galanthuomo!“ hieß es darauf; und noch ehe Pettera, den das Entsetzen starr gemacht hatte, einer Ausrufung oder Bewegung fähig wurde, war er mit Beilen niedergeschlagen. Die Unmenschen trennten ihm das Haupt vom Rumpfe und hielten es dem Kutscher vor das Gesicht, indem sie ausriefen: „Wir haben Gericht gehalten!“ Vermuthlich hätten sie auch diesen, den Zeugen der Bluthat umgebracht, wenn nicht in diesem Augenblick eine Karabinieri-Patrouille sichtbar geworden wäre, was sie zu schleuniger Flucht veranlaßte. Die Gendarmen banden den vor Furcht halb Wahnsinnigen und Sprachlosen los und führten ihn in die Stadt, wo er nach und nach alle Einzelheiten erzählte.

Ein reizendes Parlament scheint das des Staates Indiana in Nordamerika zu sein. Dort ist es knapp vor Schluss der diesjährigen Tagung zu einem unerhörten Skandal gekommen, weil die republikanische Mehrheit verhindern wollte, daß eine von beiden Häusern angenommene Bill durch ein Veto des Gouverneurs wirkungslos gemacht werde. Letzterer sandte ein Veto kurz nach Mitternacht ab, in der Erwartung, daß zu einer nochmaligen Passirung der Bill keine Zeit mehr sein werde. Der Privatsekretär des Gouverneurs, Myron Ring, welcher die Vetobotschaft überbringen sollte, betrat um 1/2 12 Uhr das Haus, allein als er den zweiten Stock erreicht hatte, umringten ihn ein Duzend Republikaner, um so die Ueberreichung der Botschaft zu verhindern. Demokraten eilten zu seiner Befreiung herbei, und es entstand eine regelrechte Prügelei. Schließlich gelang es Ring, bis zur Thüre des Sitzungssaales des Hauses vorzudringen; diese war jedoch innen verschlossen worden und nun wurden die Thürfüllungen eingeschlagen und man versuchte, Ring durch die Öffnung hineinzuschleichen. Er wurde jedoch von den Gegnern zu Boden gerissen, worauf die Thüre vollständig eingestochen wurde und die Kämpfenden in den Saal drängten. Nun entstand eine allgemeine Keilerei. Republikant Williams schlug den Nepräsentant Adams zu Boden und regalierte ihn mit Fußtritten. Und als Ring, dessen Kleider in Fetzen herunterhängen, bis zum Pult des Sprechers vorgegedrungen war, wo er die zerrissene und beschmutzte Botschaft dem Sprecher überreichen wollte, erhielt er von hinten einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. In demselben Moment erklärte der Sprecher die Tagung für geschlossen.

Was ein Schützenkönig ist, erzählt einer, der's wissen muß, nämlich F. D. S. im „Dahlemer Anzeiger“ wie folgt: Ein historisch bekanntes, nach seiner Würde benanntes, zufolge Meisterstück proclamirtes, manchmal dazu citirtes, ein Jahr hochgeehrtes, überall beehrtes,

ste —
ein und
fändest
! Aber
ehe ich
nun an
lustiges
n finde
dächtig.
jedoch
en und
was sie
ich drei-
eichend,
ist die
hon er-
hatten
einte.
zu der
ist Du
atz da-
gendes
Unge-
diesen
werden
m zeigt
nicht er-
dig zum
chause
vor dem
n nicht.
si, und
falsch
Gefesse
Theil
undank-
l der
nachen,
Folgen
o daß
Egoist,
r aus-
werden
den
liegt
ort des
Damen
Beilen
vorzu-
daß es
fertige
Unglück
wagen
elstener.
sch ab
ommen
steigen
Vor-
steigen
io mit
nge,
gegen-
n dem
n nun
immer
rück-



meist den Schützen angehörendes oder gern mit solchen verkehrendes, in Uniform oder schwarz gekleidetes, zu größeren Ausgaben verleitetes, keine Apanage erhaltendes, nur Ehrenamt haltendes, keine Länderereien besitzendes, nur Luftschlößer benötigendes, seinem Volk die Steuern erlassendes, Krieg und Fehden hassendes, von Ministern gut berathenes, mit großem Silber Schmuck beladenes, Orden und Schärpen gezieretes, von der Volksmenge gefürhtes, von Altentaten verhöhetes, durch Hochrufe belohntes, stets gnädiglich haltendes, Schützengassefreundschaft haltendes, allein in der Kammer regierendes, weder Kron- noch Scepter führendes, mit zwei eigentlichen Unterthanen bedachtes, öfter von Ehrenposten bedachtes, den Schützenplatz belebendes, dabei Wein und Bier gebendes, Bürgertugenden übendes, für Schützenvergüngen sorgendes, den Gelezen selbst gehorchendes, ein mit kurzer Herrlichkeit belehtes, durch erwiesene Ehren verhöhetes, ein immer frohen Muthes, in aller Welt gutes, Herz, Hand und Wortemmonate offenes, von Glück und Zufall betroffenes, vergänglichliches Menschenkind.

Ein Wett-Vogel mit einem Einlag von 4200 Mark das selbst in America ein gewisses Aufsehen gemacht hat, ist kürzlich im „Olympia-Klub“ zu New-Orleans ausgesprochen worden. Die Helden waren der bekannte Schwergewichts-Champion Billy Woods, 775 Kilo schwer, und ein gewisser Mike C. Conley, der 798 Kilo wog. Jeder von Ihnen hatte zwei Sekundanten bei sich. Der Kampf sollte mit Handschuhen stattfinden, auch war bestimmt, daß der Unterliegende 1050 Mark von seinem Einlage als Schmerzensgeld erhalten sollte. Das Eintrittsgeld betrug 1250 Mark für die Person, und etwa 900 Gebhaber hatten sich eingefunden, die dem Schauspiel zusehen wollten. Im Anfang machte Conley den Versuch, seinem Gegner die Luströhre zuzudrücken; durch einen Faustschlag, welchen ihm dieser mit der Rechten auf den Kopf versetzte, wurde dies vereitelt. Woods ging nun mit der Rechten und Linken darauf los und bearbeitete Conley derartig, daß dessen Gesicht und Oberkörper blaue Flecken zeigten. Um weitere Beschädigungen zu vermeiden, umklammerte nun Conley seinen Gegner; es gelang ihm, denselben gegen den Ring zu drängen und ihm alsdann zwei Schläge auf den Magen zu versetzen, die Conley mit einem Vorberzahn einlöste. Nach einem raschen Austausch von weiteren Schlägen, die jedoch wenig Schaden anrichteten, kam der erste Gang zu Ende. — Der zweite Gang begann mit einem kräftigen Anlauf Conleys, der, als der schwächere Mann, versuchte, seinen Gegner über den Haufen zu rennen. Dieser wich jedoch behend aus und versetzte dem Angreifer mit der Linken einen Schlag in's Auge, der ihn auf einige Augenblicke Millionen Feueräder lehen ließ. Beim dritten Gange machte Conley verzweifelte Anstrengungen, ohne jedoch Erfolg zu haben. Mit seinen Kräften ging es sichtlich bergab, und außerdem hagelten die Schläge nur so auf seinen Kopf und seine Schultern hernieder. Schließlich konnte ihn Woods mit einem wohlberechneten Anlauf über den Haufen, Er fiel drohnend zu Boden und wurde, da er sich innerhalb der vorchriftsmäßigen Zeit nicht erheben konnte, von seinen Sekundanten aufgehoben und nach der Garderobe gebracht, wo er sich bald soweit erholt, daß er wieder im Saale erscheinen konnte; er schüttelte seinem Gegner die Hand und gratulirte ihm. — Der Kampf hatte insgesamt 46 Minuten gedauert; die Wetten, welche bei dieser Gelegenheit abgeschlossen wurden, erreichten die Höhe von 900 000 Mark.

Spottdenkmünze auf Napoleon. „Beim Hervorholen meiner seit 25 Jahren unberührt gebliebenen Andenken aus den Kriegsjahren 1870/71“ — so schreibt uns ein Freund unseres Blattes — habe ich eine Spottdenkmünze auf Napoleon III. vorgefunden, welche wohl wenigen bekannt sein dürfte. Besagte Denkmünze aus Bronze, in der Größe und Form unserer Kriegsdenkünze von 1870/71 zeigt auf der Vorderseite den wohlgetroffenen Kopf Napoleons III. im Profil mit dem zueigentlichen Infanteriehelm, Schuppen unterm Kinn. Um den Hals ist ein Ring befestigt, ähnlich einem Hundebalsband. Auf dem bejagten Halsbände steht die Inschrift „Sedan“. Die Umschrift auf der Denkmünze lautet: „Napoleon III. Le miserable. 80.000 prisonniers“. Die Rückseite der Medaille zeigt statt des französischen Adlers eine diesem ähnliche Gule, die auf einem Kanonenrohr hocht. Die Umschrift stehen die Worte resp. Daten: „Vampire Francos. 2. Dec. 1851—2. Sept. 1870. Diese Spottmünze wurde nach der Schlacht bei Sedan in Frankreich geprägt und war in wenigen Exemplaren käuflich zu haben.

Die Korrespondenzkarte im Dienste der Wohlthätigkeit Der österreichische Reichsrath-Abgeordnete Herr Georg Biankini hat den Versuch unternommen, eine große Wohlthätigkeits-Institution die sich über die ganze österreichisch-ungarische Monarchie zu erstrecken hätte, in's Leben zu rufen. Das „Neue Wiener Tageblatt“ berichtet darüber: Ein Verein unter dem Namen „Österreichischer Völkerverein“ soll beabsichtigt systematischer Organisation der privaten Wohlthätigkeit gegründet werden, welcher die Geldeinläufe aus allen Ländern zu übernehmen und zur ersten raschen Hilfeleistung für Alle, die durch Elementarereignisse, als Erdbeben, Hochwasser, Wolfenbruch, Hagelschlag, Brandschaden in Nothlage gekommen sind, zu verwenden hätte. Die Fondseinsparung soll eine zweifache sein, durch Jahresbeiträge und durch Gegenheitsrenditen und soll nach jeder Richtung hin kostenlos erfolgen, nämlich durch Einführung von Wohlthätigkeits-Postkarten. Diese Karten sollen die Größe einer Korrespondenzkarte haben und wären um 2, 5, 10, 20, 50 Kreuzer, dann um 1, 2 und 5 Gulden in den Traktieren bei den Postämtern und sonstigen Verleiheren zu haben. Wer also auf einen Zeitungsauftrag oder aus

eigenen Antriebe etwas spenden will, kauft solch' eine Karte und wirft sie in den ersten Briefkasten. Die Adresse des „Völkervereins“ ist aufgedruckt. Auf der Rückseite der Karte schreibt der Absender mit Tinte oder Bleistift die Bestimmung, z. B.: „Für die Verunglückten in Laibach — in Bräu u. s. w.“ Bekommt der Völkerverein z. B. 2000 Karten à 10 Krz., so gibt er die Karten an die Postkasse in Wien ab und bekommt hierfür 200 Gulden Baargeld, welche er an die Unglücksstätte abendet. 5 oder 10 Krz. spendet heute Niemand, weil Niemand sich die Mühe nimmt, ein Hilfskomitee aufzusuchen oder diesen kleinen Beitrag etwa per Postanweisung abzuliefern. Bestehen aber diese Karten und gehen auf öffentlichen Aufruf von 25 Millionen Menschen nur 100,000 solcher Karten à 10 Krz. ein, so haben die Nothleidenden in zwei bis drei Tagen eine erste Hilfe von 10,000 Gulden — gewiß eine schöne Unterstützung.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Brochüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Von den „Dreißig Jahren deutscher Geschichte 1840 bis 1871“ von Karl Biedermann (Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlander, Breslau) erscheint demnächst (in demselben Verlage) als 4. Auflage eine Volksausgabe. Dieselbe wird sich von den bisherigen Ausgaben durch keinerlei Änderungen des Inhalts oder der Form, sondern lediglich durch den billigen Preis und die Art des Erscheinens (Subskription) unterscheiden. Nur eine Erweiterung des Inhalts wird insofern stattfinden, als der Verfasser eine kurze und übersichtliche Darstellung der seit der Gründung des deutschen Reichesverloffenen 25 Jahre hinzuzufügen gedenkt. Die „Dreißig Jahre“ sind bekanntlich logisch bei ihrem ersten Erscheinen von der gesammten öffentlichen Kritik mit größter Anerkennung aufgenommen, es ist insbesondere ihre Unparteilichkeit und ihre klare, gemeinschaftliche Darstellungsweise gerühmt worden, Eigenschaften, welche bei einem „Volksbuch“ und einer „Volksausgabe“ besonders werthvoll sind. Daß die „Dreißig Jahre“ sich vollkommen auf der Höhe des nationalen Gedankens und seiner Verwirklichung in unserer neuesten Geschichte halten, dafür bürgt schon der Name des Verfassers; wir können aber außerdem als das werthvollste Zeugniß dafür anführen, daß Fürst Bismarck die Widmung des Buches bei dessen Verschmelzung mit den „Fünfundwanzig Jahren deutscher Geschichte 1815—1840“ zu einer „Deutschen Geschichte von 1815—1871“ huldvollst angenommen hat.

— Das Seelenleben der Vögel betitelt sich ein höchst fesselnder und lehrreicher Aufsatz, den H. Hermann in den neuesten Hefen der illustrierten Zeitschrift für Naturkunde „Natur und Haus“ veröffentlicht. Der Verfasser sucht in seinen Ausführungen das Vorhandensein einer Seelenthätigkeit bei den Vögeln durch eine ganze Reihe von Beispielen nachzuweisen. Jeder Thierfreund wird mit Interesse Kenntniß hieron nehmen. Nicht minder aber von dem übrigen Inhalt dieser so reichhaltigen Zeitschrift. Die neuesten drei Hefte enthalten u. a. folgende meist mit schönen Originalabbildungen geschmückte Aufsätze: Wasserfluthe. Von Professor Dr. R. Lambert. — Natigall und Sprosser. Von Gebr. Adolf und Carl Müller. — Gefangene Kernbeißer. Von E. Kuidiger. — Zur Lebensgeschichte des Tirols. Von Ad. Steuer. — Leicht herzustellende kleine heizbare Terrarien und Zimmertreibkästen. Von H. Lachmann. — Die grüne Eidechse. Von H. Buschwig. — Die Hochzeitsfäden der Leuchtfläfer. Von Dr. E. Gotthilf. — Schmetterlings-Schädlinge in Obstabum- und Fruchtstrauchstämmen. Von Professor Dr. L. Glafer. — Die Kultur der Raketen im Zimmer. Von W. Mundt. — Die Enket-Ganane — Bierkäse. Von W. Heddörfer. — Die Zimmerkultur der Richardia aethiopia. Von W. vom Berge. — Kleine Mittheilungen. — Fragen und Antworten — Monatskalender für den Liebhaber. — Die Zeitschrift „Natur und Haus“ ist thätlich eine der ausbringendsten und in hervorragender Weise vollbildenden periodischen Unternehmungen, die nicht genug dem Interesse der Schulkreise sowie allen Eltern empfohlen werden kann. Vierteljährlich kostet die Zeitschrift 1 M. 50 g. Probehefte liefert jede Buchhandlung sowie der Verlag von Natur und Haus, Berlin SW. 46.

— **Einträgliche Spargelzucht.** Eine Anleitung zur erfolgreichen Kultur des Spargels nach Héraulter'scher Methode, mit besonderer Berücksichtigung der Braunschweiger Kultur von Frz. Götsche, Königl. Garteninspektor in Brosslau. 4. verbesserte und erweiterte Auflage. Preis M. 1.80. Verlag von Hugo Voigt in Leipzig. Die soeben erschienene 4. Auflage, die wohl am besten für den Werth des Buches spricht, bietet außer den vielen bekannten Vorzügen einen neuen, indem dieselbe die Braunschweiger Kultur berücksichtigt, welche wohl als einzig dastehend betrachtet werden muß. Daß die Spargelzucht in den letzten Jahren sich immer mehr auf dem Kontinent eingebürgert hat, so daß selbst der kleine Mann sich dem Genuß des Spargels, dieses außerordentlich schmackhaften Nahrungsmittels, erlauben darf, dazu hat nicht in letzter Linie genanntes Büchlein beigetragen. Leicht verständliche und wirklich praktische Anweisungen ermöglichen es jedem Gartenbesitzer, sich seinen Tisch mit frischem Spargel zu versehen, den Landwirth setzen sie aber in den Stand, sich durch Anlage größerer Spargelfelder einen einträglichen Erwerbungsweig zu verschaffen. Diesen Dreien sei deshalb diese Schrift auf das Wärmste empfohlen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.